

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 41 (1965-1966)
Heft: 3

Artikel: In den Sternen geschrieben : aus den Anfängen des Schweizer Spiegel
Autor: Otto, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079419>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

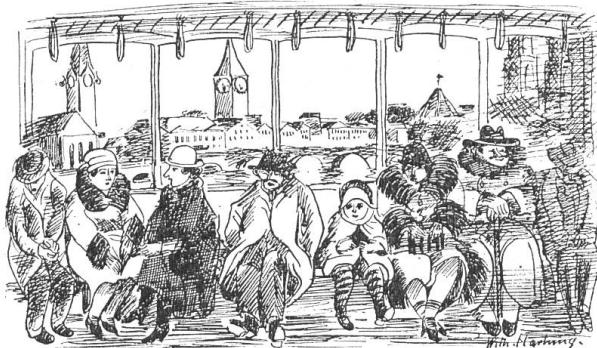
Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das erste Titelbild von Willy Wenk



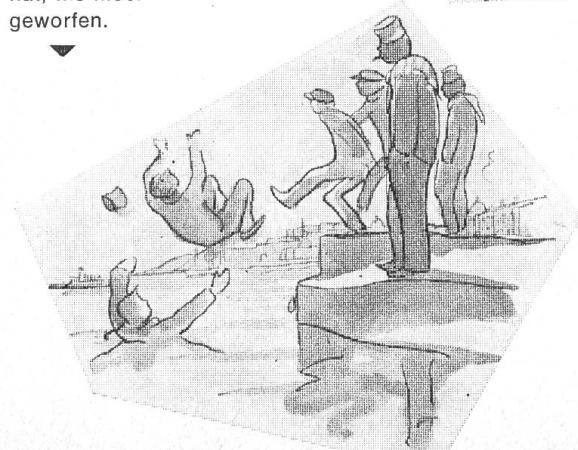
Illustration von Wilhelm Hartung
zum Kondukteur-Artikel



Zeichnung
von Leo Schmid
zu «Das Gas ist da»



Illustration von Fritz
Traftelet: der Autor
wird in Sète
von Negern, mit denen
er Trauben geschnitten
hat, ins Meer
geworfen.



In den Sternen geschrieben

Aus den Anfängen
des Schweizer Spiegel

Von Heinrich Otto



Der Verfasser vor 40 Jahren

Am 1. November 1925 ist – in der zweiten Nummer der Monatszeitschrift Schweizer Spiegel – mein erster Artikel erschienen. Heute kann ich mit Genugtuung auf 40 Jahre köstlichen Lebens im Dienst einer großen Verlagsidee zurückblicken.

Eigentlich hat meine Tätigkeit schon einige Monate vorher begonnen, im Juni, indem ich bei einem Herrn Adolf Guggenbühl, Dr. rer. pol., Tuggenerstraße, Zürich 8, mit pochendem Herzen vorsprach, um mich für journalistische Aufträge zu bewerben. Ich ahnte

nicht, daß ich 40 Jahre später – als einziger der alten Garde – noch im Schweizer Spiegel Verlag sitzen würde: eben in dem Unternehmen, das Adolf Guggenbühl mit seinem Schwager Fortunat Huber, Dr. phil. und VDM, damals zu gründen im Begriffe war.

Guggenbühl hatte durch einen Anschlag am schwarzen Brett der Universität Zürich journalistisch begabte Studenten für die Ausführung von Interviews und leichten Redaktionsarbeiten gesucht. Da ich mein Jus-Studium und meinen Lebensunterhalt selber berappen mußte, befand ich mich sozusagen chronisch in finanzieller Bedrängnis. Bis jetzt hatte ich Mittelschülern Nachhilfestunden gegeben, Buchhaltungen nachgeführt und manchmal Botengänge gegen Entgelt erledigt. Journalistische Arbeiten – das war nun endlich etwas Interessanteres!

Adolf Guggenbühl empfing mich in seiner Wohnung. Er hatte seinen erstgeborenen, zweijährigen Sohn auf den Knien und explizierte mir seine Pläne für eine neue Zeitschrift. Er war soeben aus den USA zurückgekehrt, wo er Zeitungen auf der Straße verkauft, nachher auf einem Verlag und auf einer Redaktion mitgearbeitet hatte. Er legte mir ein paar Exemplare der amerikanischen Familien-Zeitschrift «Saturday Evening Post» vor, zeigte mir eine Lebensbeschreibung eines «selfmade-man» und den Erlebnisbericht eines Polizisten. Solche Artikel beabsichtigte er unter anderem in seiner neuen Zeitschrift zu bringen. Das «know-how» habe er sich in Amerika angeeignet. Wohl tat mir, daß er auch meinen Sorgen und Nöten als Werkstudent warmes Interesse entgegenbrachte. «Vielleicht können Sie in der neuen Zeitschrift einmal darüber schreiben», meinte er aufmunternd.

Zwischen Storchengasse, «Johanniter» und «Chäshütte»

Einige Wochen später, in den ersten Tagen des Juli 1925, las ich im Feuilleton der Neuen Zürcher Zeitung folgende Notiz: «Der junge Verlag Guggenbühl und Huber überraschte kürzlich die Zeitungen mit der Mitteilung, daß er eine belletristische Zeitschrift mit betont schweizerischer Eigenart vorbereite. Da wir weder die Erfahrungen noch die Ideen der beiden Verleger, nur deren erheblichen Wagemut kennen, enthalten wir uns eines Urteils. Darüber wird man im ganzen Lande einig sein, daß uns der Typus einer

großen, von Wirklichkeitsgeist getragenen, breite Kreise erfassenden Zeitschrift fehlt, die sich nicht mit dem herkömmlichen belletristischen Schema begnügt. Wer sie uns zu schenken berufen ist, das steht noch in den Sternen geschrieben.»

«... in den Sternen geschrieben» – das klang nicht sehr ermutigend! Ich begann schon daran zu zweifeln, ob aus diesem Beginn meiner journalistischen Tätigkeit etwas werden könnte. Doch dann kam eine Postkarte mit der Aufforderung zur Besprechung eines ersten Interviews: Absender Guggenbühl & Huber Verlag, Storchengasse 16, Zürich 1, im 7. Stock. Der Verlag hatte sich also inzwischen etabliert. Gerade vornehm sah der Eingang nicht aus: kein Lift, statt dessen 112 Stufen in einem kompliziert verschachtelten Treppenhaus. Doch, oben angekommen, trat man in einen hellen, weiten Büroraum, wo bereits fünf oder sechs Damen emsig arbeiteten. Der herrliche Weitblick durch die Fenster über die Limmat, das Grossmünster, den See und das Gebirge entschädigte einen reichlich für die Mühe des Treppensteigens.

Jetzt lernte ich Fortunat Huber kennen, dessen bereits erwähnte Titel bedeuteten, daß er zwei Studien, eines an der philosophischen Fakultät – übrigens mit einer Dissertation über das Wesen der Nationalökonomie – und eines an der theologischen – als Verbi Divini Minister – erfolgreich abgeschlossen hatte. Er führte mich in einen noch größeren und noch helleren Raum, das Empfangszimmer, und hieß mich auf einem der beiden großen Ohrenfauteuils Platz nehmen. Dann entnahm er einer Schachtel auf dem Rauchtischchen zwei Kopfzigarren «Huifkar-Palomas» und überreichte mir eine davon. An ihm fielen mir sogleich auf: seine joviale, freundliche Wärme, Weite des Geistes und eindringliche Überzeugungsgabe. Im Tabakqualm entwickelte auch er mir die Idee der geplanten Zeitschrift, die Schweizer Spiegel heißen und insofern etwas Neues sein sollte, als sie in ihrem Inhalt das Hauptgewicht nicht auf Ideen oder Theorien, sondern auf den Menschen, ob Arbeiter oder Bankdirektor, legen würde. Sie sollte die Schweizer einander näher bringen. Huber war bereits in der Lage, mir ein farbiges Titelblatt vorzulegen. Dieses sprach mich zwar nicht sonderlich an: es stellte einen Melker bei der Arbeit dar. Die Kuh war rot, der Mensch violett. Die Zeichnung stammte von Willy Wenk. Doch kommt es ja bei einer Zeitschrift nicht nur auf den Umschlag an!

Dann kam Huber auf meinen ersten Interview-Auftrag zu sprechen. Er betraf den damals stadtbekannten Jean Speck, der zwanzig Jahre vorher das erste Kinematographen-Theater in Zürich eröffnet hatte und jetzt mehrere Kinos besaß. Ich traf ihn zwei Tage später um 14 Uhr am Eingang seines Kinos an der Walchesträße. Speck hielt einen Sack in der Hand, und während er daraus fortwährend Kirschen in den Mund stopfte und die Steine an mir vorbei auf die Straße spuckte, beantwortete er freundlich, aber etwas farblos und nüchtern meine Fragen über seine Erlebnisse als Kinobesitzer. Dr. Huber bezeichnete dann auch meinen Bericht als «leicht eintönig», aber er akzeptierte ihn. Und dieser Artikel ist es, der zu meinem Erstaunen in der zweiten Nummer des Schweizer Spiegel erschien.

Und nun folgten weitere Aufträge: ein Interview mit einem Tramkondukteur, mit einem Gaseinzüger und mit einer Haushalthilfe, damals noch Dienstmädchen genannt. Die Adressen hatte ich selber ausfindig zu machen. Einen Tramkondukteur findet man im Adreßbuch, den Namen eines Gaseinzügers erfuhr ich beim Gaswerk, das gesuchte Fräulein lernte ich samstagabends auf dem Tanzboden des Cafés «Johanniter» kennen. Ich interviewte es bis tief in die Nacht hinein. Das Resultat meiner Bemühungen war ein Artikel von neun Druckseiten im Schweizer Spiegel. Die Arbeit begann mich zu interessieren; ich hatte bereits einige hundert Franken verdient.

Natürlich bestand der Schweizer Spiegel nicht allein aus meinen Reportagen. Die beiden Herausgeber wandten sich zum Beispiel an Dozenten, die ihnen an der Universität großen Eindruck gemacht hatten. So erschien in der Dezember-Nummer ein Artikel, in dem sich Professor Paul Schmiedel, abgebildet mit seinem Prophetenbart und seinem bekümmerten Gesicht, eindringlich bemühte, den Lesern klar zu machen, einerseits wie die Heilige Schrift aus verschiedenartigen Quellen zusammengesetzt sei, daß ihr dies aber anderseits nichts von ihrem Charakter als Gottes Wort nehme. Und in der nächsten Nummer, der vierten, begann eine Artikelserie des seither als großer Schweizer Philosoph anerkannten Paul Häberlin: «Gedanken über die Ehe».

Manchen Beitrag lieferten auch Schul- und Studienfreunde der beiden Herausgeber, mit denen sich diese regelmäßig im ersten Stock der «Chäshütte» trafen. Von dort konnte man übrigens über die Lim-

mat zu uns an der Storchengasse herübersehen. Häufig begaben sich denn auch Guggenbühl und Huber am Nachmittag dorthin, um in Ruhe etwas schreiben oder überarbeiten zu können, und wir hatten dennoch das Gefühl, daß das bekannte Auge des Chefs über uns wachte. In der «Chäshütte» verkehrten unter vielen anderen spätere Größen wie der nachmalige Seminardirektor Willi Schohaus und der Dichter Kurt Guggenheim, der ein Jahr lang sogar als Volontär im Schweizer Spiegel Verlag tätig war. Sie halfen auch mit bei der Beurteilung von Manuskripten.

Freiwillig und zum Teil auch, ohne daß sie es vorher merkten, trugen die Freunde von der «Chäshütte» manches zum Schweizer Spiegel bei. So mußte ich ihnen einmal einen lateinischen Textauszug zum Übersetzen vorlegen, der voller Tücken war. Ich erinnere mich an die Worte: «Lydia tota fremit», die etwa übersetzt wurden mit: «Lydia zitterte am ganzen Körper.» In Wirklichkeit bedeuteten sie: «Ganz Lydien erbebte.» Keiner von den Freunden, die weniger als zehn Jahre zuvor – zum Teil mit Glanz – die Lateinmatur bestanden hatten, blieb nach meiner Erinnerung unter einem halben Dutzend krasser Fehler. Das war dann Material für einen Artikel über die Fragwürdigkeit des Lateinlernens als Voraussetzung für akademische Berufe.

Ein anderes Mal mußte ich als angeblicher Stadtpolizist die Freunde beim Geldspiel überraschen, wobei ein bekannter Anwalt in seiner Meinung recht unsicher wurde, daß solches Spiel in einem privaten Club erlaubt sei. Seinen Argumenten half er durch einen Fünfliber nach und rief dann mit seiner triumphierenden Feststellung, daß eben auch die Zürcher Polizei bestechlich sei, das Ergötzen der inzwischen aufgeklärten Runde hervor. Spässe dieser Art waren allerdings höchstens indirekt für die Zeitschrift verwendbar, so wie die ganze, aus Ernst und Heiterkeit gemischte gesellige Atmosphäre jenes Kreises zum spritzigen Geist der Zeitschrift und bald auch zu den humorvollen Schilderungen in Fortunat Hubers geistvollen Romanen «Jean Lioba, Privatdozent» und «Der Sündenfall» beitrug.

Das eigentliche Gepräge gaben der Zeitschrift natürlich die eigenen Beiträge der Herausgeber. Adolf Guggenbühl in seinen kämpferischen Artikeln, Fortunat Huber in seinen Erzählungen und psychologischen Betrachtungen, beide in ihren «Sonnen» auf der ersten Textseite wiesen immer wieder darauf

hin, wieviel Wertvolles in unserem schweizerischen Leben drin steckt. Ihr Anliegen war die Besinnung nicht auf die Taten der Väter, sondern auf das Eigenständige in der Gegenwart, das uns weit über das Niveau einer Provinz erhöht.

Das weibliche Leitbild

Pünktlich am achten jeden Monats kam die junge, hochgewachsene, elegante und anmutige Redaktorin, Adolf Guggenbühls Frau und Fortunat Hubers Schwester, aufs Büro. Mit ihrer sanften, ruhigen Stimme diktierte sie in fließendem Tempo ihre Artikel, mit denen es ihr gelang, so viele in der Auffassung zu bestärken, daß der Hausfrauenberuf der schönste aller Frauenberufe sei. Sie war dabei alles andere als hausbacken, trat auch einerseits für die Rechte der berufstätigen Frau, andererseits für moderne Haushaltführung und Pflege des Weiblichen ein. Sie hat es gleichsam verstanden, den Geist Gotthelfs mit dem Ja zu neuzeitlichsten Errungenschaften zu verbinden.

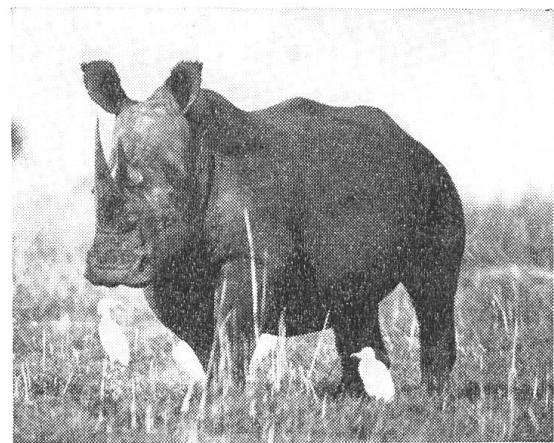
In mehr als einer Hinsicht läßt sich sagen, daß Helen Guggenbühl den seelischen Kern der neuen Zeitschrift bildete. Modern ausgedrückt verkörperte sie gleichsam das Leitbild des Schweizer Spiegel, und sie ist während Jahrzehnten für eine große Zahl von Leserinnen zum Inbegriff einer modernen, vorbildhaften Schweizerin geworden. Auch ihre Ruhe rührte nicht einfach davon her, daß der Schweizer Spiegel keine Tageszeitung ist, wo Eile und Hast an der Tagesordnung sind. Sie entsprang der beherrschten Wesensart von Helen Guggenbühl-Huber.

Sonst gab es nämlich auch jeden Monat aufregende Tage höchster Zeitnot, wo mit Eilbriefen noch schnell zum Bahnhof an den abgehenden Zug nach Bern gelaufen werden mußte, wo Express-Briefträger mit großen Couverts, in denen sich Manuskripte und Bürstenabzüge befanden, die Treppen hinaufgeschnauft kamen. Es war dies die Zeit, da jeweilen die Maquette zusammengestellt und an die Buchdruckerei geschickt und schließlich das letzte «Gut zum Druck» abgegeben wurde. Das waren Tage höchsten Einsatzes und höchster Anspannung für den Redaktor und die Redaktions-Sekretärin, wo der Feierabend jeweilen bis spät in die Nacht hinausgeschoben wurde.

Bald ist denn auch eine dieser opferwilligen Mit-

Bedrohte Tierarten

Von Wolfgang N. Naegeli



Das Breitmaulnashorn

Nach dem Elefanten ist das afrikanische Breitmaulnashorn das grösste lebende Landsäugetier. Es erreicht eine Länge von über vier Meter und eine Schulterhöhe von nahezu zwei Meter. Seine beiden Hörner, von welchen das vordere bis zu 1,4 Meter messen kann, wurden ihm zum Verhängnis.

Abergläubige Leute in gewissen Gegenden Asiens wägen Nashornsubstanz mit Gold auf, um daraus einen Liebestrank zu brauen. Auf Schleichwegen wird dieselbe aus Afrika bezogen. Dort sind Wilddiebe die Lieferanten, welche trotz Gefängnisstrafen ihrem üblen Gewerbe nachgehen. Sie schlagen den oft grausam getöteten Tieren in aller Hast die Hörner ab und geben den Kadaver der Fäulnis preis. So wurde der Bestand der Breitmaulnashörner stark reduziert. Er beträgt heute kaum mehr 4000.

In Süd-Rhodesien waren die einst recht häufigen Dickhäuter schon seit der Jahrhundertwende ausgerottet. Hier wurden zwei Schutzgebiete mit acht, in Südafrika eingefangenen Tieren neu besiedelt. Diese haben sich schon gut eingelebt.

Erfreuliches lässt sich auch aus Uganda melden. Dort war innert vier Jahren von den letzten 150 Tieren fast die Hälfte umgebracht worden. 1962 wurde ein neues, etwa 150 Quadratkilometer grosses Wildreservat gegründet. Regelmässige Patrouillen bekämpfen darin die Wilderer. Seither fiel dort den Wilddieben kein Nashorn mehr zum Opfer.

Ein grosser Teil dieser Schutzmassnahmen wurde vom World Wildlife Fund (WWF) finanziert.

arbeiterinnen Fortunat Hubers Lebensgefährtin geworden. Ellinor Voegeli war schon als Lehrtochter im Verlag durch ihr munteres, lebensprühendes Wesen aufgefallen. Sie verbreitete soviel Anmut und Charme, daß sie zum Beispiel für Werbephotos im Schweizer Spiegel posieren durfte, wozu dann Fortunat Huber humorvolle Verse schrieb. So erinnere ich mich, daß sie einmal eine Angestellte darstellte, die unter einem Hauptbuch verstohlen den Schweizer Spiegel las, den ihr Chef abonniert hatte. Dieser bekam ihn erst mit der nächsten Morgenpost. Auch ich durfte öfters für solche Aufnahmen Modell stehen, wobei es freilich weniger auf Anmut ankam. Immerhin bekam ich einmal für ein eher düsteres Motiv eine sehr elegante, bildschöne Partnerin, eine Bekannte der Herausgeber. Wir mußten unter dem Slogan «Sie haben sich nichts mehr zu sagen» zwei vor Langeweile verzweifelnde Eheleute darstellen, die nur noch durch ein Abonnement auf den Schweizer Spiegel aufgemuntert werden konnten. Selbstverständlich erwarteten und erhielten wir für solche Nebenleistungen keine Extra-Entschädigung.

Frau Ellinor Huber-Voegeli trug dann auch später im stillen noch manches zum Gedeihen des Schweizer Spiegel bei, so als Lektorin und vor allem als Gastgeberin in ihrem Heim, wo sie es verstand, im Kreise der vielen Freunde und Mitarbeiter, die dort ein- und ausgingen und übrigens auch ihre ausgezeichnete Küche zu schätzen wußten, eine künstlerisch-wohlige Atmosphäre zu schaffen. Einer dieser Gäste war der damalige Mittelschüler Daniel Roth, der heutige Leiter des Schweizer Spiegel. Frau Huber tauchte auch immer wieder im Geschäft auf und nahm am Wohl und Weh der Verlagsangehörigen Anteil.

In seinem glänzenden Roman «Alles in allem» hat Kurt Guggenheim in der Person des Walter Abt den Verleger Adolf Guggenbühl ziemlich genau gezeichnet. Auch die junge Frau Elsbeth entspricht, so weit sie dort in Erscheinung tritt, Helen Guggenbühl-Huber. Doch hat die Figur des Reto, der im Roman als Militärdienstverweigerer und zurückgekehrter Kanada-Schweizer dargestellt ist, mit dem tatsächlichen Fortunat Huber nichts gemein. Dieser war kein Dienstverweigerer, sondern begeisterter Patriot und hat in beiden Weltkriegen die Grenzbesetzungen mitgemacht. Guggenheim konnte aber damit rechnen, daß Huber alias Richard Zaugg, der als Schriftsteller seinerseits oft Figuren darstellte, unter denen man

bekannte Züge wiederzuentdecken glaubte, solche dichterische Freiheit verstehen und ihm nicht übelnehmen würde.

Menelaos

Bereits hatte ich auch andere Aufgaben erhalten. Doch daneben schrieb ich pausenlos Interviews für den Schweizer Spiegel. An die Reihe kamen die Erlebnisse eines Küchenchefs, eines Karussell-Besitzers, eines Gemüse-Importeurs und einer Heiratsvermittlerin. Und Adolf Guggenbühl hieß mich jetzt tatsächlich meine Erlebnisse als Werkstudent zu Papier bringen.

Bei dieser Gelegenheit kam noch ein anderes Abenteuer aus meinem bisherigen Leben zur Sprache: Fast etwas verschämt erzählte ich ihm, daß ich vor einem halben Jahr einmal genötigt gewesen war, meine Militärsteuer abzuverdienen, statt sie zu zahlen. «Schreiben Sie das auch nieder!» meinte Guggenbühl. Als ich seinerzeit in die Kaserne zu diesem Dienst einrückte, um achtzig Franken Militärsteuer in Arbeit umzuwandeln, hatte ich wirklich nicht gedacht, daß ich für einen Bericht darüber hundertachtzig Franken Honorar heimbringen würde.

Noch in anderer Hinsicht erwies sich dieses Abenteuer nun als fruchtbar: Meine Arbeitskollegen in der Kaserne, mit denen ich nachts das Logis im Arrestlokal teilen mußte, waren größtenteils arme Teufel. Darunter befanden sich auch echte Vaganten, und einer davon – er wurde Menelaos genannt – konnte uns stundenlang von seinen Erlebnissen auf dem Tippel in der Schweiz und in den Nachbarländern erzählen. Jetzt lud ich ihn zu einem Schnaps in die «Schnuderstube» ein. Ich heizte ihm tüchtig ein, damit sich seine Zunge löse, und zahlte ihm dann noch in der «Hundefutterstube» einen «Grünen», dann noch einen in der «Velostube», bis wir in der «Räuberhöhle» landeten. Schließlich hatte ich einen Interview-Artikel in der echten Gaunersprache – wie sie unsere Vaganten führen – in der Tasche, an dem Guggenbühl seine helle Freude hatte. Der Artikel erschien unter dem Titel: «Ist vielleicht vom Hauspapa eine alte Staude da?» Die Beziehungen zu diesem eigentlich harmlosen Kundi-Milieu pflegte ich noch weiter und konnte noch einige Artikel aus dieser Unterwelt liefern.

So füllten sich die Dossiers der Redaktion, umso mehr als noch ein weiterer stud. iur. und eine Philo-

sophie-Studentin sich der gleichen Aufgabe widmeten. Allerdings stürzten sie sich nicht mit dem gleichen Eifer auf diese Arbeit; sie hatten es weniger nötig und konnten auch bald ihr Studium abschließen, während ich – beim Schweizer Spiegel hängen blieb.

Die rote Kuh und die Versuchung im Bernbiet

Da ich in den langen Sommerferien der Uni viel Zeit hatte, anerbot ich mich auch gleich am Anfang, Abonnenten für die neue Zeitschrift zu werben. Nur mit einem Umschlag, dem Inhaltsverzeichnis und ein paar Bestellkarten gewappnet, machte ich mich auf die Reise ins Bernbiet. Die rot gemalte Kuh und der violette Bauernknecht auf dem Umschlagbild fanden zwar wenig Anerkennung in diesen ländlichen Gegenenden. Ich mußte das Angebot mit einem kräftigen Wortschwall übertünchen. Angesichts meiner eigenen ersten Reaktion auf jenes Bild, war ich aber darauf gefaßt, und mein erster Versuch, den Schweizer Spiegel zu verkaufen, war so erfolgreich, daß ich täglich zehn Bestellungen an den Verlag schicken konnte.

Dieses Resultat war um so beachtlicher, als der Kanton Bern, wie seither manche von unseren Mitarbeitern – und sicher auch schon andere Vertreter – feststellen konnten, ein besonders steiniger Boden für diese Art Werbung ist. Vertreter werden dort zwar – auch heute noch – eher willkommen geheißen als anderswo, weil die meisten Bernerinnen und Berner eine besondere Vorliebe für das «Prichte» haben. Aber selbst wenn sie den Mann vor der Türe über eine halbe Stunde aufgehalten haben, fühlen sich viele keineswegs verpflichtet, auch nur ein Vierteljahresabonnement abzunehmen. Daß der Vertreter zur Hauptsache von seiner Provision lebt und auf ihn die moderne Erkenntnis «Time is money» in ihrer ganzen Unbarmherzigkeit zutrifft, scheint in diesem gemütlichen Kanton manche wenig zu kümmern. Sich auf die längsten Gespräche einzulassen und alles lächelnd und ruhig anhören zu müssen, war damals allerdings noch nicht so bitter, weil die Konkurrenz weniger hart war als heute und daher häufiger doch eine Bestellung herausschaute.

Bei meiner Berner Tour hatte Huber mit mir die genaue Route vereinbart. An Ort und Stelle gewahrte ich, daß dieser Weg über ein einsames Kirchlein mit Pfarrhaus hoch oben am Berg führte, und es goß in Kübeln. Ich mußte mir einen gehörigen Ruck geben,

um nicht die Abkürzung zu nehmen, die mir eine halbe Stunde eines widrigen Tippels erspart hätte und an deren Ende ein Weiler sichtbar war, in dem ich mir ein gemütliches Wirtschaftli ausmalte. Dort oben stellte ich mir dagegen einen verbitterten alten Pfarrer vor, der von seiner kleinen Bauerngemeinde kaum genug zum Leben erhält und doch nie weiter gekommen ist. Ein Abonnement würde der sicher nicht lösen! Doch ich blieb standhaft – und wurde dafür wie im Märchen belohnt.

Ich wurde nämlich in jenem Haus am Berg von einem Bekannten Hubers, einem lebensprühenden, geselligen und optimistischen Landpfarrer fürstlich – oder vielleicht sollte ich besser sagen: wahrhaft christlich empfangen. Mich freute dieses Abonnement dreifach – auch deshalb, weil diese Treueprobe mir bestätigte, was Huber der «Neuen Zürcher Zeitung» als Antwort auf die erwähnte erste Würdigung geschrieben hatte: daß nämlich die Herausgeber sich als «geschäftstüchtig genug» fühlten, um das kühne Unternehmen einer solchen Zeitschrift zum dauernden Gelingen zu führen.

Angesichts des Bestehens jener Bewährungsprobe und meines sonstigen Erfolgs als Werber, beauftragte mich Huber, durch Inserate Vertreter zu suchen, die im Oktober, nach Erscheinen des ersten Heftes, auf die Reise gehen sollten. Ich hatte sie in ihre Arbeit einzuführen. Dies tat ich dann viele Jahre. Als ein Chefvertreter mir diese Aufgabe abnahm, behielt ich bis heute die Aufsicht über diesen Zweig des Unternehmens. So habe ich in vierzig Jahren zahllose Vertretergestalten kennen gelernt, von denen wohl auch über hundert längere Zeit für uns gearbeitet haben.

Gestört werden und stören müssen

Die Erfahrungen, die ich selber gesammelt habe, aber auch der ständige Kontakt mit ihnen haben mich diese Menschen lieben gelehrt. Und so möchte ich die Gelegenheit nicht versäumen, für die Vertreter, über die man so oft klagen hört, eine Lanze zu brechen. Sicher ist einiges an den persönlichen Klagen übertrieben, die manche von ihnen zur Unterstützung ihrer sachlichen Werbung für die Zeitschrift den Hausfrauen vortragen. Vor allem mußte und muß ich ständig darauf schauen, daß Vertreter nicht so tun, als ob unser Verlag am Rande des Zusammenbruchs stehe und ein Abonnement daher eine mild-

tätige Gabe für die in kümmerlichsten Verhältnissen kämpfenden Herausgeber sei. Gewiß, der Schweizer Spiegel Verlag hat auch schwierige Zeiten erlebt, aber im ganzen ist er ein gut fundiertes Geschäft und hat sich immer mehr zu einem solchen entwickelt.

Auch die einzelnen Vertreter haben bei uns seit je recht verdient, wenn sie tüchtig waren. Allerdings hat mancher von ihnen eben eine persönliche Behinderung, die seine Leistungsfähigkeit beeinträchtigt. Viele tragen auch ein schwereres Kreuz mit sich herum als der Durchschnitt der Sterblichen. So kann man es ihnen nicht verargen, wenn sie diesen Faktor maßvoll ausspielen. Manchmal geschieht das auch unbewußt, wie bei einem lieben Mitarbeiter, dessen ständig zitternde Hand viele Frauen rührte und zu einem Abschluß bewog. Der Betreffende ist an diesem Leiden früh gestorben, und im kleinen Häuflein der Trauernden bildete die Vertretung unseres Verlages die große Mehrheit. Im übrigen haben wir statistisch feststellen können, daß Abonnements, bei deren Abschluß Mitleid im Spiel war, eher länger halten als der Durchschnitt. Ein Hauptgrund ist wohl, daß der Schweizer Spiegel den Glauben an das Gute vertritt und gütige Menschen ihn daher gerne lesen.

Es gibt auch Vertreter, die man in anderer Hinsicht zum Maßhalten ermahnen muß. Einmal hat sich zum Beispiel einer unsere Bemerkung, mehr Aktivität zu zeigen, zu sehr zu Herzen genommen. Er stand im Bahnhofbüffet Erster Klasse auf einen Tisch, erklärte, er sei Dr. Guggenbühl und hielt eine Ansprache «an das Volk». Dennoch bedauerten wir, daß wir uns nach weiteren ähnlichen Vorkommnissen von ihm trennen mußten. Natürlich macht man auch mit einzelnen Vertretern wie mit anderen Mitarbeitern manchmal schlechte Erfahrungen, aber ich vermochte die Schar immer wieder so zu ergänzen, daß jene die Mehrheit bildeten und bilden, welche ein hohes Berufsethos haben, gut auftreten können und auch ausgezeichnet Bescheid wissen über Sinn und Wert unserer Zeitschrift.

Sicher kommt mancher oft für eine Hausfrau oder einen Geschäftsmann nicht gerade «gelegen», und es ist begreiflich, daß diese sich darob ärgern. Aber auch dem Vertreter ist es nicht angenehm, daß er die Störung verursachen muß. Daß er dies Dutzende Male auf sich nimmt, ist gerade für die Existenz wertvoller Zeitschriften wie der unseren nötig. Diese

könnten ohne Vertreter kaum die Auflage erreichen, die sie erst für den Abonnenten erschwinglich und damit lebensfähig macht.

Für den Schweizer Spiegel muß der Vertreter noch ein besonderes Hindernis überwinden. Während Modeljournale von den Frauen allgemein aus dem Haushaltungsgeld berappt werden, haben diese oft Ge-wissensbisse, eine Zeitschrift, die sich auch an den Mann richtet, ohne dessen Einverständnis zu abonnieren. Darauf zu warten würde aber die Gewinnung des Abonnements für den Vertreter zu sehr verteuern. Er muß also von der – natürlich richtigen! – Tat-sache überzeugen, daß der Schweizer Spiegel soviel Anregungen für die Gestaltung des Familienlebens und des Haushalts enthält, daß das Geld für ein Abonnement allein schon deshalb gut angelegt ist.

Schließlich ist zu sagen, daß es einen Typ Menschen gibt, die als Abonnement- und Büchervertreter viel glücklicher sind als in jedem andern Beruf. Warum sollten wir ihnen diese Möglichkeit nicht gönnen? Werden wir nicht auch von Angehörigen vieler anderer Berufe oft genug gestört?

Alles futsch?

Ich war also nach wenigen Wochen unter anderem zum «Chef-Vertreter» avanciert. Einige Zeit später hatte sich mir dann die Möglichkeit geboten, mich noch enger an das Unternehmen zu binden: die Buchhalterstelle des Verlages war frei geworden. Darin war ich, wie gesagt, bewandert. So übernahm ich auch diese Arbeit und wurde gleichzeitig zum Bürochef des Verlages befördert. Nun stand ich plötzlich gewissermaßen im Mittelpunkt des Geschäftes. Alle Fäden gingen durch meine Hände, wenn sie auch nicht von mir gelenkt wurden.

In dem großen Büraum saßen vier bis fünf blut-junge weibliche Wesen hinter der Schreibmaschine, tippten, telephonierten und spielten Empfangsdame. Nun hatte auch ich meine Ecke, meinen Platz und erlebte den Pulsschlag des Unternehmens, das Auf und Ab des geschäftlichen Geschehens, das Kommen und Gehen auf der Redaktion. Langweilig war es mir da nie! Wer kam nicht alles die 112 knarrenden Treppenstufen herauf gestiegen! Graphiker wie Fritz Butz, Hugo Laubi, Fritz Bantli, Hans Tomamichel, Marcel Vidoudez, später Pierre Monnerat, Helmuth Kurtz, der mit seinem Bruder Heini vor allem die

Gestaltung unserer Bücher besorgte, und viele andere besprachen sich, brachten ihre Illustrationen und nahmen das Honorar entgegen. Autoren und Künstler – außer den bereits erwähnten zum Beispiel Friedrich Glauser, Arnold Stettler, Peter Meyer, Ernst Probst, Rudolf Gruber, Charles Tschopp, Alois Carigiet und Arnold Huggler – waren keine seltenen Gäste.

Neben dem Schweizer Spiegel umfaßte nämlich das Geschäft von Anfang an einen weiteren Zweig: den Buchverlag, ein inniges Anliegen Fortunat Hubers, der sich dafür auch, unter anderem in Wien, das berufliche Rüstzeug angeeignet hatte. Schon im zweiten Jahr kam die sensationelle Kampfschrift von Willi Schohaus «Schatten über der Schule» heraus. Aber die anderen Bücher hatten nicht denselben Großerfolg. Die Absicht, neuen Talenten ein Forum zu verschaffen, war sowohl für den Buchverlag wie für die Zeitschrift zunächst im ganzen gesehen eine starke finanzielle Belastung.

Es zeigte sich, daß der Verlag nur würde bestehen können, wenn es gelang, für die Zeitschrift mehr Inserate zu gewinnen. Das war bei der kleinen Auflage der Anfangszeit nicht leicht. Aber beide Herausgeber entdeckten glücklicherweise, daß sie eine große Begabung für dieses Gebiet hatten. Adolf Guggenbühl war auch ein überzeugter und wortgewandter Verfechter der Erkenntnis, daß Reklame für den Dienst am Kunden unerlässlich ist und im Endeffekt ein Produkt verbilligt. So gründete er auch bald die Zeitschrift «Schweizer Reklame». Das bescherte uns allerdings zunächst ebenfalls viel mehr Ausgaben als Einnahmen. Die Übernahme der Annoncen-Regie der Zeitschrift «Büro und Verkauf», die vom Schweizerischen Kaufmännischen Verein neu herausgegeben wurde, brachte weitere angenehme Kontakte und weniger Aufwand, aber noch keinen nennenswerten Gewinn mit sich.

So waren denn die ersten Jahre des Schweizer Spiegel defizitär. Die von den Herausgebern gemachte Einlage von 170 000 Franken – was damals noch viel mehr war als heute – wurde bis auf einen kleinen Rest aufgebraucht. Andere hätten sich jetzt vielleicht gesagt, alles sei futsch. Oder, um das bereits zitierte Bild der «NZZ» aufzugreifen: es sei offenbar «in den Sternen geschrieben» gewesen, daß Guggenbühl und Huber der Schweiz die angekündigte Zeitschrift schenken, aber auch, daß sie damit nach einigen Jahren Schiffbruch erleiden würden.

Verslein und Geschichten

Wiehnachtsversli

Ausgewählt von HILDE BRUNNER

8.–12. Tausend. Fr. 4.30

Schweizerdeutsche Versli, die 3–10jährige Kinder unter dem Christbaum vortragen können.

S Chindli bättet

Schweizerdeutsche Kindergebete

Ausgewählt von ADOLF GUGGENBÜHL

11.–14. Tausend. Broschiert Fr. 3.35

Außer den bekannten volkstümlichen Morgen-, Abend- und Tischgebeten enthält diese Sammlung auch Gebete zeitgenössischer Schweizer Dichter sowie zwei schweizerdeutsche Fassungen des Unser Vater.

Versli zum Ufsäge

Ausgewählt von ALLEN GUGGENBÜHL

16.–19. Tausend. Fr. 3.80

76 meist schweizerdeutsche Gedichte, die von vier- bis neunjährigen Kindern bei festlichen Anlässen vorgetragen werden können. Ein ebenso nützliches wie reizend ausgestattetes Büchlein.

Heile heile Säge

Alte Schweizer Kinderreime, herausgegeben von
ADOLF GUGGENBÜHL

17.–20. Tausend. Broschiert Fr. 4.30

Schweizerdeutsche Wiegen- und Spiellieder, Scherz-, Neck- und Schnellsprechverse, wie sie seit Jahrhunderten überliefert wurden.

Onkel Anselms wundersame Schweizerreisen

ALFRED EIDENBENZ

Sieben Märchen für Gross und Klein
15 Illustrationen von Paul Nussbaumer

Fr. 12.80

In diesem entzückenden Büchlein erzählt der Onkel aus dem Oberland die Märchen einer Bergbahn-Lokomotive, einer Hirschkuh, des Buben Geischtli usw. Einige hatten bereits im Fernsehen großen Erfolg.

Mit Elan über den Berg

Die Herausgeber dachten aber nicht im Traum daran, das Unternehmen aufzugeben. Obwohl ich ja als Buchhalter vieles sehen konnte und mich Guggenbühl und Huber immer mehr ins Vertrauen zogen, hatte ich nie das Gefühl, daß die Lage wirklich kritisch war. Die beiden ließen sich nichts anmerken, sondern strahlten weiterhin Selbstsicherheit und Zuversicht aus. Diese Gewißheit, mit der sie ja über alles Erwarten recht bekamen, schöpften sie wohl einerseits aus ihrer auch im Geschäftlichen sich bewährenden Intelligenz, anderseits aber auch aus der Tatsache, daß der Schweizer Spiegel selber, so realistisch in ihm die schweizerische Welt sichtbar wurde, «in den Sternen geschrieben» war und ist: indem auch er hinaufgreift «getrosten Mutes in den Himmel» und seine Aufgabe in den «ew'gen Rechten» gründet, «die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst».

Was ich von den Schwierigkeiten spürte, war nur, daß nun die Anstrengungen noch mehr darauf konzentriert werden mußten, den finanziellen Ertrag zu stärken. Die Konstruktion des Geschäftes war auch in dieser Hinsicht grundsätzlich richtig. Der Betrieb einer Monatszeitschrift bringt hohe fixe Kosten mit sich, wie Miete, Löhne, Vertriebsorganisation usw. Die Herausgabe von Büchern und die Administration von Fachorganen erlauben, diesen Aufwand auf mehrere Kostenträger zu verteilen. Die Publikation von Artikeln und Schriften junger Talente sowie eines Organs auf dem zukunftsträchtigen Gebiet der Reklame versprach mit der Zeit auch einen guten finanziellen Erfolg. Es galt also, bis dahin durchzustehen.

Zu diesem Zweck befolgten wir einerseits zwei altbewährte Regeln: wir taten zwei Dinge noch mehr als bisher, nämlich sparen und arbeiten. Die Einzeldurchführung wurde zu einem erheblichen Teil dem frisch gebackenen Buchhalter und Bürochef übertragen. Anderseits mußte innerhalb der drei Zweige des Unternehmens dafür gesorgt werden, daß die Früchte der Anfangsinvestitionen rascher reiften. Wie das «in den Sternen Geschriebene» am Boden erkämpft werden mußte, davon habe ich schon bei meinen Betrachtungen zur Abonnement-Werbung ein paar Musterchen gegeben. Wie das Ziel schließlich auch auf den anderen Gebieten erreicht wurde und welche eigenartige Dinge man bei einem solchen Existenzkampf erleben kann, darüber werde ich in einem weiteren Artikel einiges erzählen. Vorerst sei nur bemerkt, daß ich jetzt vor allem auch die Inseratenacquisition der Fachzeitschriften forcieren mußte.

Ich war nun also Reporter, Buchhalter, Büro- und Personalchef, Inseraten-Acquisiteur – alles in einer Person. Das war ein gewaltiges Pensum. Aber die beiden Herausgeber gaben das Beispiel. Sie entfalteten eine ungeheure Regsamkeit, machten aktiv in Politik und Berufsorganisationen mit, traten in Vorträgen an die Öffentlichkeit. Ihr voll gerütteltes Maß an Arbeit riß mich mit. Dazu kam noch etwas, das über alle Schwierigkeiten hinweghalf. Adolf Guggenbühl stellte einmal in einem Artikel die Frage: «Warum ist das Lob in unserem Lande eine so seltene Münze?» Im Verlag Schweizer Spiegel wurde mit Komplimenten nicht gespart. Jede gelungene Arbeit, jeder Einsatz wurde mit einem herzlichen Dank oder mit den Worten quittiert: «Das haben Sie wirklich gut gemacht.»

J A K O B S T E T T L E R

Brosi Bell und der Höhlenschatz

Erlebnisse und Abenteuer am Gotthard. Für Jugendliche von 12 Jahren an. Mit 23 Illustrationen von Heinz Stieger. Fr. 14.60

Die Thurgauer Zeitung schreibt: «... ein erzählerisches Geschick, sowohl was den Fluß der Handlung als auch die Zeichnung der Gestalten anbelangt, und eine munter dahinfließende Sprache. Der kriminelle Einschlag verleiht dem Wahrheitsgehalt der „Erlebnisse am Gotthard“ noch einen besondern prickelnden Reiz. Das Buch fesselt durch den neuen Stoff, der noch kaum in der Jugendliteratur verwertet worden ist....»